

Célestin Freinet. Enfance - Kindheit

Leseprobe

Ein Dorf am Ende der Welt (Vorwort M. Bens-Freinet)

Schon früh am Morgen des 15. Oktober 1896 wurde Célestin Freinet um fünf Uhr morgens geboren. Er war das fünfte Kind von Delphin Freinet und Marie Victoire Torcat, die beide 41 Jahre alt waren.

Fünfzehn Jahre früher, im Jahr nach ihrer Hochzeit, war ein Mädchen geboren worden, Thérèse Françoise, die nur vier Jahre lebte, und zwei Jahre später Joseph Adrien, der eines Tages, im Winter 1897, zusammen mit Delphin auf die Felder ging, um das Unkraut zu verbrennen, und der in den Flammen eines Feuers, das sich plötzlich entzündet hatte, zu Tode kam.

Nahe des Flusses flog eines Tages eine Taube eine lange Zeit über Marie-Victoire und kündigte ihr an, dass Gott ihr einen Engel schenken würde, der einige Zeit bei ihr bleiben und sie dann wieder verlassen würde. Im Jahr 1900 wurde Constanze geboren, die nur acht Monate lebte.

So verblieben am 15. Oktober im Hause eine Schwester von 10 Jahren, Baptistine, ein Bruder von 7 Jahren, Joseph, und Claire, welche Marie Victoire von der öffentlichen Fürsorge zugewiesen worden war, als sie erst zwölf Tage alt war, und die am Tag der Taufe meines Vaters mit 14 Jahren die junge Taufpatin war.

Gars im Westen des Department Alpes-Maritimes war zu dieser Zeit das Ende der Welt. Die Straße führte von hier nicht weiter. Briançonnet, das nächstgelegene Dorf, das man von weitem schon sah, war eine Stunde Fußweg entfernt, wenn man auf den Pfaden quer durch die Felder ging, zwei Stunden entfernt, wenn man die Kutsche nahm. Saint-Auban, die Hauptstadt des Kantons, lag drei Stunden entfernt, Puget-Théniers, die Unterpräfektur, befand sich vier lange Stunden entfernt und Grasse eine ganze Tagesreise weit.

Hier wurde mein Vater geboren, in dem Haus am Platz. Oberhalb der drei Stufen war über der Eingangstür eine große Sonne eingraviert. Sie lag direkt gegenüber der öffentlichen Schule, an der man einen Mond angebracht hatte. In dem Jahr, in dem die Tür der Schule neu gemacht worden war, wollte Marie Victoire nicht nachstehen und hatte ihre eigene auch erneuert.

Am Anfang des Jahrhunderts zählte Gars etwas mehr als zweihundertfünfzig Einwohner. Jede Familie besaß einen Hof, ein Schwein oder auch zwei, Ochsen, Ziegen und Schafe, die ein Schäfer hütete, der das Jahr über eingestellt war. Im Jahr 1902 hatte Delphin drei Ziegen und achtundzwanzig Schafe.

Man baute Hanf an und spann ihn. Der Weber machte lange Schnitte von einem Meter zehn Länge: der Breite seines Webstuhles. Es gab drei Schankwirte, einen Bäcker, sechs Destillatoren mit Lavendelessenz, einen Lebensmittelhändler: das war Delphin, einen Tabakladen, einen Weinhändler, einen Schuhmacher, einen Maurer, eine Wache, einen Pfarrer, einen Küster, einen Lehrer.

Es gab den beängstigenden Lärm des Getriebes der Mehlmühle, eine Apfelweilmühle und auf dem Platz den Schmied, der so viele Kinder beim Verlassen der Schule faszinierte. Eine schöne und imposante Quelle

entsprang am Fuß der Berge. Sie versorgte das Waschhaus am Eingang des Dorfes und den großen runden Springbrunnen auf dem Platz.

Das Land hatte Obstbäume, Reben und Walnussbäume im Überfluss. Die kleinste Parzelle wurde kultiviert. Jede Familie hatte ihren eigenen Wein, ihren eigenen Apfelwein, ihr Nussbaumöl, ihren Vorrat an Äpfeln für den Winter und die Trauben der großen weißen Weintrauben, die man bis Weihnachten hin aufbewahrte.

So war es in Gars zur Zeit als der folgende Bericht beginnt.

Kindheit (C. Freinet)

Es gibt Individuen, die, indem sie von einem präzisen Datum ausgehen, in allen Einzelheiten die Aufeinanderfolge der Ereignisse detailliert beschreiben könnten, als wenn ein gewissenhafter Sekretär sie minutiös die ganzen Tage hindurch notiert hätte.

Bei mir hat der Sekretär seine Aufgaben nur sehr schlecht ausgeführt und in meinem Kopf haben nur die Gedanken überlebt, die Tatsachen, die Empfindungen, die ihn besonders beeindruckt haben. Es ist nur das, was auch von meinem sensiblen Leben fortbesteht, das ich notieren könnte, aber dann mit der ganzen Fülle der Einzelheiten, der Gerüche, der Geräusche, der Gesten, die noch in mir verankert sind, als wäre es gestern gewesen.

Welches Alter konnte ich haben? Dreizehn oder vierzehn Monate höchstens. Meine Mutter saß auf dem Rand des Bürgersteigs der Schule, unserem Haus gegenüber. Sie hielt mich auf den Knien. Ich trank. Ich spürte die Liebkosung der Brust und den zärtlichen und süßen Geschmack der guten Milch noch spürbar auf meinen Lippen ...

Tante Baptistine kommt. Das ist eine Frau, die vor allen Dingen dadurch beeindruckt, dass sie die kleinen Kinder wütend macht. Sie lehnte sich auf die Schulter meiner Mutter, nahm mich von ihrer Brust weg, mit ihrer großen rauen Hand, die nach Unkraut und Erde roch. Ich versuchte, die Brust wieder zu erlangen, und sie fuhr damit fort, mich zu ärgern, bis ich anfang zu weinen.

Ohne dass ich mich mit einer gleichen Präzision daran erinnere, erinnere ich mich an meinen Schlaf in meiner Wiege: es war eine Wiege aus Holz, niedrig, mit Füßen in einem Bogen, um das Gleichgewicht zu wahren. Oberhalb des Kopfes ein Holzreifen, jetzt aus Stoff, der vor dem Licht und den Mücken schützte. Ich erinnere mich an einen Tag, wo ich nicht einschlafen konnte aufgrund dieses Stoffes, der mir Licht und Luft blockierte, und ich weinte.

Ich sehe mich dann auf den Feldern der Para zur Zeit des Heus. Um den Mist, das Gemüse und das Heu auf die Esel zu laden, benutzt man bei uns eine Art großen offenen Sack, offen auf seiner großen Seite, an seinen Enden jeweils einen festen Zopf. Das nannte man einen „Sari“. Man befestigt jeden Zopf an den Ästen eines Baumes und man legt das Kind in den Sari, der nun wie eine tiefe Hängematte ist.

Ich erinnere mich noch an den Birnenbaum auf dieser abfallenden Wiese, an dem meine provisorische Hängematte festgebunden war. Ich sehe mich tief inmitten im Sari: die Kanten schlossen sich fast komplett und ließen nur ab und zu einen Luftzug passieren oder etwas Laub. Ich weinte. Man schaukelte mich sanft hin und her, um mich zum Einschlafen zu bringen.

Zur selben Zeit, etwas später, kehrten wir zu den Feldern zurück. Man hatte die Saris auf die Eselin geladen, mit Kürbissen auf der einen Seite, die einzelnen Kürbisse durch frisches Gras voneinander getrennt, um sie vor Quetschungen zu schützen. Man hatte mich auf der anderen Seite platziert, wie ein Gegengewicht, die Füße inmitten des Sari, und mein Vater hatte alles vorsichtig festgebunden.

Der Weg am Anfang des Dorfes steigt steil an. Die Eselin, beladen, ging ruckartig voran, um die Stufen emporzusteigen oder den Steinen auszuweichen. Von Zeit zu Zeit peitschten mir ein Strang Korbweide oder ein Walnusszweig ins Gesicht. Mein Vater hob den Sack manchmal an der Seite der Kürbisse hoch, manchmal an meiner Seite, um die Fracht wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ich hatte etwas Angst heraufzufallen, die Seile zerrten an meinen Seiten, Ich klammerte mich an die Eisen der Packsattel und ich widerstand mutig.

Ich könnte genau den Ort angeben, wo ich mich so auf die Eselin geladen sehe: an der Wegkreuzung vor dem Stall des „Nassant“(1 Spitzname eines Dorfbewohners).

So habe ich angesichts der Zufälligkeiten und Widrigkeiten unserer Reise durchgehalten, zwischen Kartoffelsäcken, Heuballen und Holz, und selbst zwischen Laken mit Weizenballen, die gut nach Wäsche und Sonne rochen... Auf den flachen Wegen, die am Fluss entlangführten, auf der Straße, welche die Ebene von Groussières kreuzte und den Weg von l'Adret, an den Seiten, wo die Felder sich in den Brombeeren und den Eichen verirrt.

Einige Zeit später zweifelsohne, aber ich muss noch sehr jung gewesen sein, da mein Kopf noch nicht bis zum Küchenfenster reichte, bin ich eines Morgens aufgewacht. Es war schon heller Tag im Zimmer. Man spürte die brennende Sonne draußen und die verstörende Stille des kleinen Dorfes.

Niemand war zu Hause. Ich ging in die Küche hinunter und versuchte, das Fenster zu erreichen, um zu rufen, in der Hoffnung, dass vielleicht eine Nachbarin es hören würde. Aber das Fenster war geschlossen und ich sah nur die Spitze der Berge und den Himmel darüber. Ich ging weiter zur Eingangstür hinunter und versuchte, das feste Schloss zu öffnen. Ich rief von neuem. Ich klopfte weinend gegen die Tür. Ich ging zurück in die Küche und dann in das Zimmer, wie ein verstörter Hund. Ich war eingeschlossen.

Ich weiß nicht, wie dieses Abenteuer ausging.

Ich habe auch, wie in meinen Sinnen verankert noch, die Erinnerung an das Wasser, welches meine Mutter mir mit der Ecke ihrer Schürze zu trinken gab. Im Herbst, wenn es Abend wurde, die Schatten sich über die gegenüberliegenden Berge erstreckten und die Sonne noch brannte, von vorne die westliche Mauer gegenüber der Schule erleuchtete, setzte meine Mutter sich auf die Treppen vor der Tür, um die Suppe zu bereiten. Sie hatte neben sich einen Korb mit Kartoffeln und grünen Bohnen, die sie geschält in eine Porzellanschüssel warf.

Ich bat um etwas zu trinken. Meine Mutter erhob sich, schüttelte ihre Schürze halb aus Wolle (Stoff aus Hanf und Wolle), nahm daraus eine Ecke, die sie unter dem Wasserhahn des Brunnens füllte, um sie mir zu reichen. Ich trank wie ein kleines Schaf, nicht ohne mich zunächst etwas unwohl zu fühlen durch diesen Geruch von Stoff, Küche, Staub, der sich mit dem undefinierbaren Geruch des klaren Wassers mischte.

Und siehe da, in diesem Moment entsteht eine andere Erinnerung in meinem Kopf: die des alten moosbewachsenen Brunnens, überragt von einem Ball, der im Laufe der Zeit Patina angesetzt hatte, und der im Jahr 1900 abgerissen wurde. Ich war vier Jahre alt. Der neue Brunnen hatte zwei einander diametral gegenüber stehende Hähne, zwei Hähne in einem hübschen Rotkupfer. Zwei Eisenstangen unter jedem Hahn, für die Gießkannen, die man quietschen hörte, wenn man sie wegzog.

Ich beneidete die Jungs, die mit einem Schritt auf den Steinvorsprung des Brunnens kletterten, das Rohr mit beiden Händen fassten und „sich verliebten“ (es an den Mund setzten). Wenn ich groß bin, dachte ich, kann ich auch auf den Vorsprung des Brunnens steigen und den Wasserhahn erreichen... Ich musste eines Tages, später, in das Becken gleiten, aus dem man mich herauszog, nicht stolz. Und aus Angst vor diesem Unfall hat man mir so lange Zeit verboten, wieder in den Brunnen hineinzusteigen.



Ich schlief nun zwischenzeitlich in einem kleinen Zimmer auf derselben Etage, wo auch das Zimmer meiner Eltern war. Es gab am Kopfende ein altes Bild von der Erstkommunion. Auf dem Fenstervorsprung trocknete meine Mutter auf einem Holz die Käse und an den großen Nägeln, die in den Deckenbalken geschlagen waren, hingen im Herbst die Beeren der weißen Weintrauben.

Am Abend, wenn die Zeit gekommen war, dass ich zu Bett ging, brachte meine Mutter mich mit einer Kerze hinauf in mein Zimmer und sagte zu mir:

- Du rufst, wenn du ausgezogen bist.

Sie nahm ihre Schürze halb aus Wolle, welche sie sorgfältig erwärmte, nachdem sie einige Zweige ins Feuer geworfen hatte. Bevor ich die Bettlaken aufschlug, rief ich. Sie kam schnell herauf, hielt vor ihrer Brust die Schürze, eingerollt, damit sie schön warm blieb. Sie legte sie mir auf den Körper, zog die Bettlaken und die Decke. Ich spürte diese gute Wärme und mein dankbarer Seufzer belohnte meine Mutter, die mir einfach sagte: „Du bist gut“.

Sie stieg wieder herunter und lies die Tür offen. Sie umarmte mich nicht, das war in unserem Dorf nicht üblich. Man sagte weder guten Morgen, wenn man aufstand, noch guten Abend, wenn man zu Bett ging, und ich erinnere mich nicht daran, von meiner Mutter umarmt worden zu sein, als ich Kind war. Das verhinderte nicht, dass eine gewisse intime Wärme manchmal bestimmte Gesten begleitete oder bestimmte Gedanken und sich eloquenter ausdrückte als durch Worte oder Küsse.

Das Licht der Kerze verschwand an der Wende der Treppe, dann hörte ich noch einen Moment die familiären Geräusche, die aus der Küche nach oben stiegen.

Dieselben Geräusche fingen am Morgen wieder an, wenn der Geruch des Feuers, welches meine Mutter entfachte, in mein Zimmer gelang. Man hörte die Holzstücke knacken, dann den Lärm der Kaffeemühle, das Fenster, das man öffnet und wieder schließt, den Türgriff der Eingangstür, den man dreht, um Wasser holen zu gehen... Die Gießkanne quietschte auf den Eisenstangen des Brunnens, das Wasser fing an zu singen, der Gesang variierte bis zu dem Moment, in dem die Gießkanne überfloss.

Mein Vater stand auf, seine großen Schuhe kratzten über den Boden. Er öffnete die Tür und kam hustend herunter. Manchmal verweilte ich noch eine Zeitlang wach im Bett. Dann machten mir die am Balken hängenden goldgelben Trauben Lust und ich konnte nicht umhin, einige Beeren von ihnen zu pflücken.

Renate Kock

Zum 125. Geburtstag C. Freinets am 15. Oktober 2021

Anlässlich des 125. Geburtstags C. Freinets hier ein kleiner Hinweis auf die Anfang dieses Jahres im Schneider Verlag erschienene Textsammlung „Célestin Freinet. Enfance - Kindheit. Kindheit in den französischen Seealpen um 1900“.

1987 erschien die erste Ausgabe der Kindheitserinnerungen Walter Benjamins mit dem Titel „Berliner Kindheit um 1900“. Herausgegeben von Theodor W Adorno.

Jahrzehnte zuvor verfasste Philippe Ariès (1914-1984) die „Geschichte der Kindheit“ (1960) und Lloyd de Mause, der am 23. April letzten Jahres (2020) verstarb, antwortete mit seinem Werk „Hört ihr die Kinder weinen?“, in dem er die Geschichte der Kindheit als einen Albtraum beschreibt, aus dem wir erst beginnen zu erwachen und der ein noch nicht zu Ende gegangener Bericht über Misshandlung von Kindern und Traurigkeiten ist.

1993 schrieb auch Ulf Preuß-Lausitz von den „Kindern des Jahrhunderts“, denen das „Jahrhundert des Kindes“ nicht zu Teil wurde.

In diesem Kontext stehen die kleinen Skizzen und Szenen Célestin Freinets über seine Kindheit in einer südfranzösischen katholisch geprägten Bauernfamilie, auf die Freinet ganz positiv zurückblickt.

Auch andere Lebenserinnerungen kommen einem beim Lesen der Texte C. Freinets in den Sinn, so zum Beispiel Anna Wimschneiders niedergeschriebene Erinnerungen, die unter dem Titel „Herbstmilch - Lebenserinnerungen einer Bäuerin“, 1984 im Piper Verlag (München, Zürich) erschienen sind.

Die von mir aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten und herausgegebenen und in diesem Band zweisprachig abgedruckten Texte geben einen ganz persönlichen Eindruck in die Lebenswelt und Kindheit Célestin Freinets. Die einzelnen Stücke berühren Themen wie die Jahreszeiten, das Brot backen, das Hüten der Tiere, die Schule, die Religion, das Studienzertifikat. Freinet verfasste seine Texte zum größten Teil während der Zeit seiner Internierung im zweiten Weltkrieg.

Neben diesen Kindheitserinnerungen Freinets ist in die Textsammlung „Enfance - Kindheit“ auch der Briefwechsel zwischen Célestin Freinet und den Kindern seiner Schule während der Zeit seiner Internierung (1940/41) einbezogen.

In dem Band lege ich auch dar, in welchem Kontext diese Briefe, Texte, Szenen und Skizzen C. Freinets stehen, wo sie archiviert sind. Ich habe dabei die Kommentare absichtlich beschränkt, um den Lesecharakter des Buches herauszustellen.

Die Erlaubnis, diese Texte zu drucken, gab mir noch im Oktober 2007 Madeleine Bens - Freinet, die Tochter Célestin und Elise Freinets. Sie stellte die Auswahl der Text zusammen und leitete diese mit einem einseitigen Vorwort ein.